

Die HSU als (nicht-)öffentlicher Ort

Tobias Hauße

Im Jahr 2014 wurde an der Universität Bielefeld das neue sogenannte X-Gebäude festlich eröffnet. Auf der Homepage der Universität heißt es dazu: »Insgesamt ist das Gebäude hochmodern: So verfügt das Bauwerk über eine Geothermie-Anlage mit 81 Erdwärmesonden und Raumdecken mit wasserführenden Leitungen. Dies dient dazu, die Emissionen möglichst gering zu halten.«¹

In einem Missverhältnis zu der energetischen Seite des Gebäudes, das mussten Studierende und Lehrende, die das alte Universitätsgebäude und vor allem die alte Haupthalle der Universität liebten, schnell erkennen, steht eine innenarchitektonisch die Denkenenergie nicht förderliche Seite. So gibt es etwa Seminarräume mit fest im Boden verankerten Sitzreihen, die streng nach vorne ausgerichtet sind und die es erschweren, miteinander ins Gespräch zu kommen. Insgesamt vermittelte das neue X-Gebäude den Eindruck von »Transparenz« und »Effizienz«, aber im Vergleich zur Haupthalle des alten Universitätsgebäudes ist es ein lebloser und steriler Ort.

Als ich ein paar Jahre zuvor von einer kleinen bayerischen Universität an die Universität Bielefeld gewechselt war, war die alte Haupthalle eine Art sozial-räumliches Erweckungserlebnis: Eingerahmt von einem 16 Meter breiten und vier Meter hohen Wandbild, das als ein Symbol der Solidarität mit Salvador Allende an einem Ende der Haupthalle angebracht worden war, und einem Schwimmbad am anderen Ende der Haupthalle, koexistierten hier Hörsäle mit Dönerläden, ein Inhaber geführter Tante-Emma-Markt mit spendensammelnden Schlachthofgegner:innen, ein gut sortierter Buchladen mit wechselnden Verkaufsständen, an denen Filmposter oder T-Shirts angepriesen wurden. An der Geländebrüstung, die die zweite Ebene der Haupthalle

1 <https://aktuell.uni-bielefeld.de/chronik/ein-schnitt-fuer-die-uni-eroeffnung-des-x-gebauedes/>, online verfügbar (zuletzt geprüft 12.12.2022).

umlief, hingen Plakate, auf denen Vorträge zur Abschaffung des Kapitalismus angekündigt wurden, neben Plakaten, in denen der nächste Termin zur gemeinsamen Bibellektüre verkündet wurde. Und nicht zuletzt trafen in der Haupthalle Menschen aufeinander, die sehr verschiedene Leben lebten: Unter die akademisch unterschiedlich verstrahlt durch die Halle Wandelnden mischten sich Menschen aus der Stadtgesellschaft, die zu Vorträgen oder Ausstellungen, an die Universität kamen, Schülerinnen und Schüler, die die Bibliotheken nutzten, aber auch obdach- oder wohnungslose Menschen suchten hier Unterschlupf. Die alte Haupthalle war ein ziemliches Durcheinander, ein Ort, der voller Widersprüche steckte und ein Ort, der an guten Tagen dazu aufforderte, nachzudenken, wie das denn alles zusammengeht.

Sie war ein Raum, in dem sinnlich erfahrbar war, was denn damit gemeint sein könnte, wenn eine Universität sich auch als ein Öffentlicher Ort² versteht. Als ein Ort also, an dem sich Menschen als Gleiche in ihrer Unterschiedlichkeit erfahren können.

Ein Ort, an dem über die Einschätzung gestritten werden kann, ob es überhaupt möglich ist, dass sich an einer deutschen staatlichen Bildungseinrichtung »Gleiche in ihrer Unterschiedlichkeit« begegnen und erfahren können. Ein Ort, an dem wir anfangen, über gesellschaftliche Macht- und Herrschaftsverhältnisse nachzudenken, weil uns irgendwann klar wurde, dass es hier zwar schön, aber auch ganz schön kaputt war.

Eine Universität ist dabei nicht grundverschiedenen von anderen Öffentlichen Orten und Räumen wie Parks und Plätzen, Museen oder Stadtbibliotheken, Jugendzentren, Sportanlagen oder Schwimmbädern, die allesamt als Teil einer demokratischen Infrastruktur verstanden werden können. Die Aufgabe, und die Leistung, solcher Orte demokratischer Infrastruktur besteht, und ich beziehe mich hier auf ein Argument, das der Historiker Till van Rahden in seinem Buch über die *Demokratie als gefährdete Lebensform* entwickelt hat, nun nicht zuerst darin, steuerfinanziert physische Räume zur Verfügung zu stellen, in denen geschwommen, gegrillt oder eben gedacht werden kann. Sie besteht auch – und vielleicht sogar vor allem – darin, Demokratie als Lebensform konkret zu machen. Und das heißt eben: Demokratie nicht nur als eine Herrschaftsform unter anderen Herrschaftsformen zu begreifen. Öffentliche Orte,

2 Ich verwende in diesem kurzen Text Begriffe wie ›öffentlicher Ort‹, ›Demokratie‹ oder auch ›gesellschaftliche Vielfalt‹ in einer Alltagssprachlichen und irgendwie hoffnungsvollen, manch einer würde mit Recht sagen naiv-idealistischen Weise.

so van Rahden, ermöglichen gesellschaftliche Vielfalt und demokratische Lebendigkeit sinnlich zu erfahren und sie stärken dadurch »eine Kultur der Teilhabe und der Streitlust« (Rahden 2019, S. 139).

Ein kurzer Einschub ist an dieser Stelle nötig: Selbstverständlich ist – Stand heute – keine einzige Universität ein pluralistisches Paradies. Wer an einer Universität studiert und noch mehr, wer an einer Universität arbeitet, hängt von Faktoren wie Klassenzugehörigkeit der Eltern ab.

Nun könnte berechtigterweise gefragt werden, was die Idee einer Universität als öffentlichem Ort denn eigentlich mit der Helmut-Schmidt-Universität zu tun hat? Die Studierendenschaft setzt sich zum allergrößten Teil aus soldatischen Studierenden zusammen.³ Zudem konterkariert die örtliche Lage der HSU am Stadtrand oder auch die bestehende Umzäunung des Campus die Idee einer Universität als Öffentlicher Ort. Inwieweit es gelungen ist, die HSU als Öffentlichen Ort zu etablieren, darüber ließe sich also streiten. Dass die Idee bei Gründung der HSU eine Rolle spielte, ist hingegen unstrittig.

Die Implementierung eines Militärischen Sicherheitsbereichs steht im Widerspruch zu dieser Idee. Ich denke dabei weniger an eine physische Form der Grenzziehung, etwa durch Einlasskontrollen, zwischen Drinnen und Draußen, zwischen Mitglied und Nicht-Mitglied, sondern vor allem an nichtphysische Formen der Angleichung und Homogenisierung von Erwartungen innerhalb der Institution, die im Zeitverlauf eine Grenzziehung nach außen mit sich bringen können. Mit der Implementierung des Militärischen Sicherheitsbereichs wird die HSU im wahrsten Sinne des Wortes zu einer Universität *der* Bundeswehr. Die Möglichkeit der Universität als Öffentlicher Ort schrumpft auf eine Universität als Teil-Öffentlicher Ort oder gar als Nicht-Öffentlicher Ort. Und das wird selbstverständlich Auswirkungen darauf haben, wie an der HSU gedacht und miteinander diskutiert werden wird.

Hierbei reiht sich eine zum Militärischen Sicherheitsbereich erklärte Helmut-Schmidt-Universität in einen größeren Trend ein, der bundesweit Städte erfasst hat und der sich in den letzten beiden Jahren der Covid-19-Pandemie beschleunigt hat. Öffentliche Räume verwandeln sich zunehmend in Teil-Öffentliche/Nicht-Öffentliche Räume. In Hamburg lässt sich die Entwicklung allerorts beobachten: Spielplätze, die eingezäunt werden und nur den Kindern

3 Eine kleine Ergänzung sei hinzugefügt: Im Vergleich zu Landesuniversitäten ist die Studierendenschaft der HSU hinsichtlich der Klassenherkunft und dem Bildungsstand der Eltern diverser.

des dazugehörigen Wohnblocks zugänglich sind; im Zuge der Pandemie-Maßnahmen eingeführte Einlasskontrollen zu Öffentlichen Orten wie Bibliotheken, von denen nicht abzusehen ist, inwieweit sie in dauerhafte Formen des Ausschlusses überführt werden; die voranschreitende Privatisierung und Reglementierung von Erholungs- und Grünflächen; ein HSU-Campus, zu dem nur Zutritt hat, wer vorher ordnungsgemäß angemeldet worden ist.

All dies markiert eine Grenzziehung zwischen Drinnen und Draußen, aber es verändert immer auch das, was im Inneren sinnlich erfahren werden kann – und dann: wie in diesen Räumen gelebt, gedacht, gesprochen wird. Öffentliche Orte sind demokratische Erfahrungsräume. Wer schon einmal das Glück hatte, ein paar Stunden in der *New York Public Library* oder einen Samstagvormittag im *Prospect Park* in Brooklyn zu verbringen, der weiß, wie sehr sich der eigene Blick weitet, wenn »lebendige Vielfalt« (Rahden) die normalste Sache der Welt zu sein scheint.

Das alles hebt bestehende Ungleichheiten nicht aus – wie gesagt: nicht jede oder jeder hat Zugang zu einer Universität; in manchen Regionen, Städten oder Stadtteilen ist die öffentliche Infrastruktur sowieso am Ende, Brooklyn ist ungleich Brooklyn usw. usf. – aber im besten Fall machen Öffentliche Orte erfahrbar, dass die soziale Ordnung, in der wir leben (oder: in der wir gezwungen sind miteinander zu leben), mehr ist als ein Set formaler Regeln.

Dies im Alltag sinnlich erfahren zu können, hat Auswirkungen auf die Art und Weise, wie wir miteinander und gegeneinander denken, wie wir sprechen, diskutieren, streiten:

»Der Konflikt«, so Till van Rahden, »ist in einer liberalen Demokratie unvermeidlich. Ob die Zwietracht zu einem Klima des Hasses und der Angst führt oder die Demokratie immer aufs Neue belebt, ist aber eine Frage der Lebensform. Wer ein Gemeinwesen der Freien und Gleichen will, in dem alle ohne Angst verschiedenen sein können, wird den Streit nicht fürchten. Umso mehr gilt es, jene Räume und Umgangsformen zu pflegen, die es ermöglichen, Spannungen und Unterschiede auszuhalten.« (Rahden 2019, S. 140f.)

Und es sind ja nicht zuletzt die Perspektivdifferenzen zwischen Militärischem, Wissenschaftlichem und Öffentlichem, die das Denken an der HSU produktiv machen können. Die Implementierung eines MSB vereinseitigt diese Differenzen (noch stärker) zu Gunsten des Militärischen. Die Welt geht deswegen wohl nicht unter, aber es ist doch ein Rückschritt für die Erfahrbarkeit von Unterschiedlichkeit und ein Denken im Widerstreit. Die Einführung des MSB ist

eine Entscheidung, die dem Zeitgeist entspricht. Sie ist keine Entscheidung, die Probleme angeht, vor denen gegenwärtig nicht nur staatliche Bildungseinrichtungen stehen.

Literatur

Rahden, Till van (2019): Demokratie: Eine gefährdete Lebensform. Frankfurt a.M. u. New York: Campus Verlag.

